



STARTWOCHENZEITUNG

uni@landeszeitung.de

Eine Sonderbeilage der Landeszeitung

Mittwoch, 7. Oktober 2009



Voller Einsatz beim ersten Dreh der Woche: Amelie macht einen Handstand, Christian filmt. Foto: Susann Rutscher

Und.....Action!

„Okay Leute, was habt ihr für Ideen?“, fragt Milo in die Runde und reibt sich die Hände. Er ist Tutor einer der Ersti-Gruppen in der Startwoche. Seine zehnköpfige Truppe sitzt mit rauchenden Köpfen auf den Holzstufen vor der Mensa. Ihre Aufgabe: In einer Stunde müssen sie ein 30 Sekunden langes Selbstporträt ihrer Gruppe abgeben. Eine Herausforderung – für die meisten ist es der erste Kontakt mit der Kamera.

„Wir springen alle über einen Bock und nennen dabei unsere Namen“, ruft jemand. „Nein, wir kämpfen mit Stöcken auf der Mensawiese“, schlägt ein anderer vor. Dieser Vorschlag

missfällt wiederum den Mädels. „Wie wär's mit einer Choreografie?“, kontern sie. „Oder: Wir benutzen das Auto auf irgendeine Weise?“, schlägt Milo vor. „Auf keinen Fall! Das ist doch nicht nachhaltig“, erinnert ihn Jonas (21), der ab nächste Woche Umweltwissenschaften studiert. Die Erstsemester sind hochmotiviert, die Ideen sprudeln. Dann unterbricht eine banale, aber wichtige Frage den Gedankenaustausch: Wer soll eigentlich für die Kamera zuständig sein? „Muss das der Tutor machen?“, fragt jemand. Nein, muss er nicht. Der 21-jährige Christian würde die Kamera wahrscheinlich auch nicht mehr hergeben. Seit einer Viertelstunde dreht

und wendet er das Gerät. „Ich hatte mal eine Kamera, aber die ist kaputt gegangen“, erklärt er. „Deswegen freu' ich mich, jetzt wieder eine in der Hand zu haben.“

Gegen 10.30 Uhr – endlich – stehen Filmhandlung und Regiekonzept. Die Zeit läuft: In einer halben Stunde muss der Film fertig sein. Schnell noch die Speicherkarte in die Kamera eingesetzt – und los.

Kameramann Christian hat im Film die Aufgabe, seine Kommilitonen zu einem Gruppentreffen zusammenzutrommeln. Dafür rollt sich Mark (22) von dem kleinen Berg am Rande der Mensawiese. Dominik (19) kommt der Gruppe

mit dem Fahrrad entgegen, drei Mädels beenden ihr Hüpfspiel, für das sie mit Kreide Felder auf den Boden gemalt haben und Amelie (19) unterbricht ihren spektakulären Handstand, um zu der Gruppe zu laufen. Kurz vor Ende des Films überraschen Jonas (21) und Philip (24) die Zuschauer, indem sie plötzlich aus zwei Mülltonnen auftauchen. Mit einem dynamischen Lauf ins Bild beendet Wiebke (20) die Aufnahme. Nach fünf Durchläufen ist alles im Kasten – eine Minute vor Ende der Abgabefrist. Fast ein filmreifes Happy-End. Was nicht so alles verlangt wird in der ersten Woche an der Uni...
ANNIKA J. HÖPPNER



Ausgebrannt

Uni, Job und keine Freizeit: Wenn der Stress im Studium wächst

Seite 2

Angemalt

Wo ist die Grenze zwischen Kunst und Schmiererei? Ein Hausmeister und ein Hausbesitzer im Gespräch

Seite 3

Eingebunden

Wie ehrenamtliches Engagement auch im Bachelor möglich wird

Seite 4



Studierende als Maschinen: Durch den Bachelor treten verstärkt Erschöpfungszustände auf



Begraben unter Büchern: Wer sich zu wenig Erholung gönnt, fühlt sich im Studium schnell überfordert.

Foto: Alisa Höhle

Wenn der Bachelor in den Burnout führt

Laura B. kann nicht mehr. 40 Stunden in der Woche studieren und 15 Stunden arbeiten – das ist einfach zu viel. Nebenbei versucht sie, Haushalt, Partnerschaft, Freunde und Familie unter einen Hut zu bekommen. Schuld an ihrem Dilemma: Der Bachelor.

40 Wochenstunden

„Durch die neue Studienform haben die Studierenden viel mehr Stress“, sagt Mathias Ahrens, AStA-Sprecher und Student der Umweltwissenschaften im siebten Semester. „Um das Studium auch in der Regelstudienzeit zu schaffen, muss man wissen, welche Noten zählen und sich auf die wichtigen Fächer konzentrieren.“ Dabei könnten die Studierenden auf die Hilfe des AStA zurückgreifen.

Auch der AStA spürt die höhere Belastung der Studierenden deutlich: In den vergangenen Jahren finden sich immer weniger ehrenamtliche Mitarbeiter und die vorhandenen Mitarbeiter haben kaum noch Zeit, sich zu engagieren.

Insbesondere für Studierende, die sich selbst finanzieren müssen, ist die zeitliche Belastung des Bachelor-Studiums tatsächlich groß. Deutschlandweit ist der Bachelor auf 900 Stunden pro Semester ausgelegt – das bedeutet bei drei Wochen Urlaub ein Wochenpensum von 40 Stunden – Nebenjobs nicht eingerechnet.

Die Lüneburgerin Elisabeth Ahrens kann sich das nicht vorstellen: „Ich glaube, dass Studierende nicht länger als sechs Stunden pro Tag in der Uni sind. Ich sehe sie sehr oft im Kurpark herum liegen. Das war früher anders.“

Wie die Realität heute wirklich aussieht, weiß Rita Harms von der Psychologischen Beratungsstelle des Studentenwerks. Seit Jahren bemerkt sie einen kontinuierlichen Anstieg der Nachfrage nach psychologischer Beratung. Häufigste Diagnose: Erschöpfungszustände – wer es nicht aus der Erschöpfungspirale schafft, dem droht der Burnout. Auch körperliche Anzeichen von Erschöpfung wie Tinnitus, Hörsturz oder Rückenschmerzen treten verstärkt auf, erklärt Harms. „Besonders anfällig sind engagierte Studierende, die einen hohen Leistungswillen haben. Auf die gestiegenen zeitlichen Anforderungen reagieren sie mit einem größeren Einsatz.“

Sie gönnen sich keine Pausen, keine Erholung.“ Die von Leuphana-Präsident Sascha Spoun in seinem Ratgeber „Erfolgreich studieren“ geforderte 70 Stunden Woche hält sie für unrealistisch: „In Prüfungszeiten müssen Studierende

zeitweise mehr als 40 Stunden pro Woche lernen, auf lange Sicht ist das nicht zu schaffen.“ Ilka Buecher vom Career Service der Leuphana warnt besonders vor „Aufschieberitis“, die dazu führe, dass sich am Ende des Semesters der Stress häuft. „Unter diesem Druck kann man den Lernstoff kaum aufnehmen, besser ist es, das ganze Semester lang kontinuierlich zu arbeiten und Arbeitspläne zu erstellen“, rät sie.

Ehrgeiz als Falle

Wichtig sei es auch, sich jedes Semester zu überlegen, ob man entweder schnell oder gut studieren möchte – beides gehe nicht. „Mehr als 40 Stunden pro Woche zu lernen, ist in keinem Fall gut“, sagt Buecher. „Ein normaler Arbeitnehmer arbeitet schließlich auch nicht mehr.“

SUSANNA ANDRICK

Idee einer Seniorin zum Studententag

- 10 Uhr: Aufstehen
- 11 - 15 Uhr: Vorlesungen und Seminare
- 15 - 17 Uhr: Pause
- 17 - 19 Uhr: Lernen
- 19 - 23 Uhr: Freizeit

Insgesamt sechs Stunden werden für das Studium eingeplant. Es wird davon ausgegangen, dass Studierende „vom Staat oder von den Eltern finanziert“ werden.

Realität eines Bachelor-Studierenden

- 8 Uhr: Aufstehen
- 9 - 10 Uhr: Lernen
- 10 - 16 Uhr: Vorlesungen und Seminare
- 16 - 17 Uhr: Pause
- 17 - 20 Uhr: Nebenjob
- 20 - 23 Uhr: Lernen
- 23 - 24 Uhr: Freizeit

Ein Bachelor-Studierender wendet täglich etwa 10 Stunden für das Studium auf.

Idealer Tagesplan laut Sascha Spoun

- 6 Uhr: Aufstehen und Frühsport
- 8 - 18 Uhr: Lernen in der Universität
- 18 - 19 Uhr: Pause
- 19 - 23 Uhr: Lernen zu Hause

So stellt sich Leuphana-Präsident Sascha Spoun den Freitag eines erfolgreichen Bachelor-Studierenden vor: Insgesamt sollen 14 Stunden für das Studium genutzt werden, Zeit für Parties oder Nebenjobs bleibt nicht.

Gerücht des Tages

Stimmt es, dass die Leuphana in Japan kopiert werden soll?

„Sie benahmen sich auffällig unauffällig“, sagt Startwochenmentor Finn Danelzik, 22. Beim Eröffnungsgottesdienst am Donnerstag hatte er drei japanische Geschäftsleute beobachtet, die den Ablauf der Veranstaltung genauestens protokolliert hätten, so Danelzik: „Ich habe gehört, dass Japan das Erfolgskonzept 'Leuphana' gerne kopieren würde – als 'Liuhan-University'. Angesichts seiner wirtschaftlichen Lage investiert das Land jetzt offenbar verstärkt in die Bildung.“ Gerüchten zufolge sollen die Fotos und Mitschriften Teil des Handbuchs „How to do Startwoche“ werden.

Der Erfinder der Startwoche an der Leuphana ist Universitätspräsident Sascha Spoun. Wie auch das Komplementärstudium hatte Spoun die Startwoche bereits an der Uni St. Gallen maßgeblich mitgestaltet und später für die Leuphana modifiziert. Steht als nächstes vielleicht der Sprung nach Fernost ins Haus?

„Asien ist ein sehr interessanter Kontinent“, sagte Spoun auf Nachfrage unserer Zeitung. „Weitere Verbindungen mit dieser Hochkultur wären wünschenswert. Ich finde die Idee sehr interessant.“ Das japanische Konsulat war bis Redaktionsschluss für eine Stellungnahme leider nicht zu erreichen.

JAN-BENNET VOLTMER

Leuphana in Zahlen: Hättet ihr's gewusst?



Satte 150 Kilogramm Pommes frites bereiten Mensa-Chefkoch Jürgen Schoop und sein Team Tag für Tag zu. Im Bild: Schoop mit drei Prozent der Tagesration. Foto: Niels Meier

Nachgezählt

367 Schritte benötigt ein Leuphana-Studierender von der Uni-Bushaltestelle in der Blücherstraße bis zum Hörsaal 2 auf dem Hauptcampus. Ähnlich anstrengend ist der mittwochabendliche Lauf vom Marktplatz bis zum Pesel.

3:2! Das ist nicht nur das Ergebnis der Fußball-WM 1954, sondern auch das Verhältnis von Weiblein und Männlein an der Uni.

567 Stunden verbringt ein Leuphana-Studierender in seinem Bachelor-Studium in Seminaren und Veranstaltungen – also 24 Tage und Nächte. **150 Kilogramm** Pommes Frites werden Tag für Tag von hungrigen Mäulern in der Campus-Mensa verputzt – zum Beispiel als Beilage zu 70 Schnitzeln.

110 und 112 – das sind nicht nur die Notrufnummern, sondern die Anzahl der Partnerunis bzw. die Summe der Sportkurse, die der Leuphana-Hochschulsport in diesem Wintersemester anbietet.

10 915 Studierende waren noch im Wintersemester 2005/06 an der Uni Lüneburg eingeschrieben. Inzwischen beläuft sich die Zahl auf ca. 7500 – ein Rückgang von **31,3 Prozent**.

2 953 335 Kilowattstunden hat die Leuphana 2008 an Strom verbraucht: 620 mal mehr als ein Vier-Personen-Haushalt.

89 Partys stiegen dieses Jahr bisher im Vamos. Feierwütige können hier also jeden dritten Tag im Jahr ihr Tanzbein schwingen.

10,42 Euro bezahlt jeder Studierende pro Tag für sein Studium an der Leuphana – umgerechnet aus 729,63 Studien- und Semestergebühren. Verwaltungsgebühren, Beiträge fürs Studentenwerk und das Semesterticket eingeschlossen. L. KAMPMEYER & M. KOR

Die andere Seite der ARTotale: Ein Hausbesitzer und ein Hausmeister im Doppelinterview

An die Wand gebannt

„Es ist kein Krickelkrakel. Es ist Kunst.“

Bis vor ein paar Tagen war die Wand leer und kahl, auf die Hausverwalter Marco Rothe von seinem Büro in der Salzstraße aus blickte. Das hat sich nun geändert: Rothe erlaubte dem Künstler Boxi, die Fläche als Leinwand zu benutzen. Warum – das erklärt er der LSZ im Interview.

LSZ: Warum haben Sie sich dafür entschieden, Ihr Haus einem Streetart-Künstler zur Verfügung zu stellen?

Marco Rothe: Mich hat die Idee von Anfang an begeistert. Die Leuphana Universität hatte fensterlose Hauswände in der Innenstadt gesucht und war so auf mich zugekommen. Mir wurden vier, fünf Künstler zur Auswahl vorgelegt – ich habe mich für Boxi entschieden. Ein Werk von ihm war mir schon in Hamburg positiv aufgefallen. Ohne zu wissen, dass der Künstler Boxi war.

LSZ: Was sagen Ihre Mieter zu dem Projekt?

Rothe: Ich habe meine Mieter erst im Nachhinein informiert, sie haben aber keine Bedenken. In dem Haus befindet sich eine Döner-Bude, und für den Besitzer ist das ja auch eine Art Werbung, fünf Künstler zur Auswahl vorgelegt – ich habe mich für Boxi entschieden. Ein Werk von ihm war mir schon in Hamburg positiv aufgefallen. Ohne zu wissen, dass der Künstler Boxi war.

„Autos zu zerkratzen ist auch keine Kunst“

Mit Graffiti kennt sich Stefan Nolting aus: Als Betreiber eines Hausmeister-Services in Brietlingen befasst er sich allerdings nicht unbedingt mit Graffiti-Kunst, sondern mit der anderen, dunklen Seite der Medaille – unerwünschten Graffiti auf Autobahn-Brücken oder in Parkhäusern und Schmierereien auf Hauswänden.

LSZ: Wie können sich Hausbesitzer gegen unerwünschte Graffiti schützen?

Stefan Nolting: Ziemlich neu ist eine Technik, bei der freie Flächen und Fassaden mit einem speziellen Anti-Graffiti-Schutz versehen werden: Dabei werden zwei Schichten aufgetragen;

LSZ: Haben Sie Befürchtungen, was aus Ihrer Hauswand werden könnte?

Rothe: Ich weiß, was auf die Hauswand kommen wird – meinen Mietern habe ich den Entwurf aber noch nicht vorgelegt. Mir gefällt er. Ein halbes Jahr bleibt das auf jeden Fall. Wenn sich dann jemand beschwert, kann man immer noch neu überlegen, ob es dauerhaft bleibt. Aber warum sollte es Ärger geben? Es ist ja kein Krickelkrakel, es ist Kunst.

LSZ: Was ist denn Ihre eigene Auffassung von Kunst, Herr Rothe?

Rothe: Mit Malerei habe ich eigentlich nicht so viel am Hut. Ich mag eher Fotografie, schwarz-weiß. Das ist vielleicht meine Verbindung zu Boxi, der macht auch viel in Schwarz-weiß.

LSZ: Welchen Nutzen kann Lüneburg aus dem Projekt ziehen?

Rothe: Touristen. Wenn man das ein bisschen professionell aufzieht, das zieht Touristen an, das gibt es nicht in anderen Städten. Lüneburg hätte eine Vorreiter-Funktion. Und im Endeffekt fördert das alles das „Kaufhaus Lüneburg“, wie wir Geschäftsleute sagen. Ich bin ein echter Lüneburger, ich will, dass auch andere Menschen nach Lüneburg gezogen werden.

LSZ: Vielen Dank für das Gespräch.

SILKE KELLER



Faith47 verschönert die Wand der Hauptschule Stadtmitte mit einer Welle.

Foto: Niels Meier

Nolting: Ja, einen ganz gravierenden Unterschied. Graffiti-Kunst ist von offizieller Seite genehmigt und erwünscht. Alles andere ist Schmiererei, Sachbeschädigung. Da sollte das Gesetz auch strenger sein. Schließlich kommt auch keiner auf die Idee, auf der Straße Autos zu zerkratzen und das als Kunst zu bezeichnen.

LSZ: Können Sie Hausbesitzer verstehen, die Ihre Hauswände Streetart-Künstlern zur Verfügung stellen?

Nolting: Ja. Wenn professionelle Künstler das machen, gibt es eine Vorlage, ein Konzept, das ist keine wirre Schmiererei. Das ist dann Kunst.

LSZ: Halten solche Kunstwerke andere Sprayer ab?

Nolting: Darauf würde ich nicht wetten. Viele Städte haben schon versucht, das Problem illegaler Graffiti mit Aufträgen für Graffiti-Künstler zu lösen. In Hamburg passiert es aber zum Beispiel oft, dass andere Sprayer ihr Kürzel über die legalen Graffiti sprühen. Auch hier wäre eine Versiegelung eine Möglichkeit, sodass nur die erwünschten Graffiti auf der Wand haften.

LSZ: Welchen Nutzen kann Lüneburg aus dem Projekt ziehen?

Nolting: Das Projekt könnte zum Pilotprojekt werden. Andere Städte werden es sicher nachahmen.

LSZ: Vielen Dank für das Gespräch.

SILKE KELLER

Portrait eines Künstlers: Wie Pius Portmann zur Streetart kam



Ohne konkreten Plan entwickelt Pius Portmann sein Kunstwerk.

Foto: Susann Rutscher

Wie ein Klassentreffen

Konzentriert steht Pius Portmann im Torbogen der Musikschule An der Münze. An den Seitenwänden zeichnet sich bereits das Kunstwerk ab, von dem selbst er noch nicht genau weiß, wie es später aussehen wird.

Portmann ist einer von 32 Künstlern der ARTotale, die sich daran machen, das Lüneburger Stadtbild mit Streetart zu verzieren. Schon als Kind habe der Schweizer gerne gezeichnet. Als dann Ende der Achtziger der HipHop neu aufkam, fing er an Graffiti zu sprayen. Mit damals 13 Jahren faszinierte ihn vor allem, dass er mit anderen draußen unterwegs war. „Es war so ein kreatives Sich-Messen. Das zusammen Losziehen und zusammen Malen“, schwärmt er mit leichten Akzent.

Mit 20 begann Portmann ein Kunststudium. Seitdem arbeitet er professionell, übernimmt Aufträge und stellt seine Werke aus.

Von der ARTotale zeigte er sich von Anfang an begeistert. „Es ist ja wie ein großes Klassentreffen für uns“, meint Portmann. Man sehe sich

über zwei Jahre nicht, und jetzt wohnen alle im gleichen Hotel. Man könne sich unterhalten, was jeder so macht und fährt mit einem Kopf voll neuer Ideen nach Hause.

Dass die Erstsemester über die Projekte Filme drehen sollen, findet er cool. „Das ist doch auch gut für sie. Es ist ein Geben und Nehmen“, stellt er fest.

Kampf der Kreativen

Nur mit der weißen Farbe, die an der zu bemalenden Wand war, hatte er anfangs seine Probleme. Viele Stellen haben schon gebröckelt. „Als ich hier ankam, habe ich erstmal alles runter gespachtelt“, erzählt er. Doch die nun grauen Stellen stören Portmann überhaupt nicht. Er integriert sie einfach in sein Kunstwerk und benutzt sie als Hintergrund. Natürlich alles völlig frei.

JONAS BOTHE

Kameramann der Lüneburger Telenovela „Rote Rosen“ gibt Tipps fürs Filmemachen

Ein guter Film braucht Schattenseiten

Seit 2006 wird in der Lüneburger Filmfabrik die Telenovela „Rote Rosen“ produziert. Als Director of Photography leitet Uwe Neumeister das Kamerateam und gibt jetzt Tipps fürs Filmen.

„Als ich mit dem Filmen anfang, habe ich immer wieder einen typischen Anfängerfehler gemacht: Ich habe meine Bilder zu schnell verlassen und weggeschwenkt oder die Kamera ausgeschaltet. Der Punkt ist aber: Man selbst kennt die Situation, das Objekt und den Ausschnitt, das man zeigen will. Der Zuschauer aber braucht sicherlich drei bis vier Sekunden länger.“

Und: Wenn man zehn bis 15 Sekunden pro Bild mit der Kamera aufnimmt, hat man beim Schneiden der Kamera Möglichkeiten.

Dabei kommt es auf einen abwechslungsreichen Rhythmus an. Gut ist zum Beispiel, das Kunstobjekt, das man sich ausgesucht hat, in der Totalen sechs Sekunden lang zu zeigen und dann drei Details im Dreisekundentakt. So wird der Film interessant – und darauf kommt es an.

Beim szenischen Drehen für „Rote Rosen“ oder längere Filme versuche ich, die Geschichte innerhalb der Szene bildlich zu unterstützen. Bei einem Film über Kunst ist das nur zu schaffen, indem man versucht, die Aussage des Kunstwerkes und den Fokus des Künstlers herauszufiltern. Wie man das dann bildlich umsetzt, hängt vom eigenen Geschmack ab.

Die Kameraführung sollte man auf jeden Fall dem Thema entsprechend wählen. Wenn eine Einstellung dynamisch wirken soll, wird im deutschen Fernsehen gern ein wackeliges Bild genommen. Wenn im Bild aber nichts Schnelles passiert, dann nützt auch eine Zappel-Kamera nichts.

Bei kleinen, leichten Kameras und ohne Stativ wird das Bild leider oft ungewollt wackelig. Das lässt sich mit ein paar einfachen Tricks vermei-

den: Zum Beispiel, indem man die Kamera mit einem Kirschkernsäckchen oder kleinen Sandsack auf einen stabilen Untergrund stellt. Man kann sich die Kamera auch wie ein Baby in den Arm legen. Ganz wichtig für ein ruhiges Bild ist es auch, nicht zu viel Zoom zu benutzen.

Mein Tipp: Lieber weitwinkliger filmen und dafür näher an das Objekt herangehen. Denn wenn man mit der Kamera physisch nah am Geschehen ist, dann ist man auch näher am Zuschauer.

Kamera läuft!

Ein weiterer klarer Anhaltspunkt für die Kameraführung ist es, seine Motive auf Augenhöhe einzufangen. Kinder werden oft von oben gefilmt – dadurch wirken sie kleiner und zerbrechlicher. Jedes Objekt wirkt im Gegensatz dazu größer und mächtiger, wenn man es von unten filmt. Das gilt auch beim Licht: Ein brutales Kunstwerk wirkt zum Beispiel noch bedrohlicher, wenn das Licht von unten kommt.

Um ein Bild interessant zu halten, sollte man darauf achten, dass das Licht nie direkt aus Richtung der Kamera kommt. Sonst verschwinden alle Schatten, und ein schönes Bild entsteht ja gerade aus dem Zusammenwirken von Licht und Schatten.

Für eine gute Bildtiefe ist es auch empfehlenswert, immer ein schwarzes und ein weißes Element einzubauen. Kontraste machen das Bild verständlicher für den Zuschauer.

Auch Musik ist ein sehr effektives und bei „Rote Rosen“ nicht wegzudenkendes Mittel. Man kann so viel rausholen allein durch Musik und die Sicht auf die Dinge.“

MARLEEN KOR

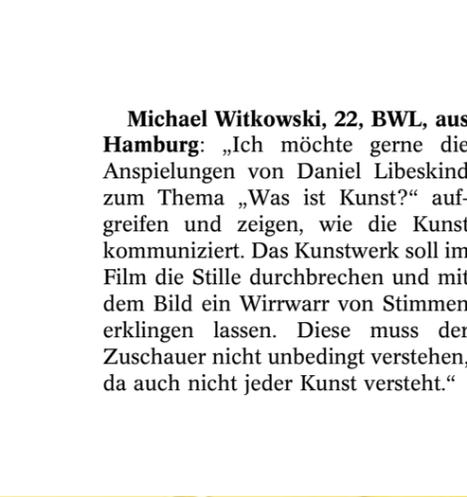
Hast du schon Ideen für deinen Film?



Alexandra Radziszewski, 22, KuWi, aus Hamburg: „Wir möchten die Lüneburger fragen, was sie über Streetart denken. In den 90 Sekunden des Kurzfilms möchten wir außerdem den Künstler vorstellen. Vielleicht erfahren wir etwas über seinen Hintergrund und seine Arbeit hier in Lüneburg. Unsere Reaktion auf sein Kunstwerk möchten wir ebenfalls ausdrücken.“



Caroline Reibe, 27, BWL, aus Adendorf: „Ich würde mit meiner Gruppe gerne das Kunstwerk nachstellen. Falls unser Künstler mit Farbe malt oder sprayt, könnte unsere Gruppe versuchen, ein ähnliches Bild zu erschaffen. Der Entstehungsprozess unseres „Kunstwerks“ wird dann filmisch festgehalten. Am Ende werden die beiden Werke im Film nebeneinander gestellt.“



Michael Witkowski, 22, BWL, aus Hamburg: „Ich möchte gerne die Anspielungen von Daniel Libeskind zum Thema „Was ist Kunst?“ aufgreifen und zeigen, wie die Kunst kommuniziert. Das Kunstwerk soll im Film die Stille durchbrechen und mit dem Bild ein Wirrwarr von Stimmen erklingen lassen. Diese muss der Zuschauer nicht unbedingt verstehen, da auch nicht jeder Kunst versteht.“



Anna Peters, 20, KuWi aus Kükeln: „Ich würde gerne eine schnelle Bildabfolge mit Bildern des Kunstwerks zusammenstellen. Laute und schnelle Musik darf dabei nicht fehlen. Zusätzlich werde ich einige Betrachter des Werkes interviewen. Bestimmt gibt es ganz verschiedene Interpretationsmöglichkeiten und ich möchte so viele wie möglich im Film darstellen.“



Marina Schierholz, 19, BWL, aus Adendorf: „Unser Künstler hat am Gebäude 12 ein Kunstwerk mit Moos gestaltet. Deshalb möchte ich im Film die Verbindung des Künstlers und des Kunstwerks zur Natur beschreiben. Dabei möchte ich seine Arbeit aus verschiedenen Blickwinkeln zeigen. Je nach Perspektive wirkt das Kunstwerk anders. Hoffentlich schaffe ich es, das filmisch darzustellen.“



Lisa Kauen, 20, BWL, aus Hamburg: „Unser Film soll dokumentieren, wie der Künstler durch sein Werk kommuniziert. Wir möchten herausfinden, wie das Kunstwerk auf die Menschen wirkt. Dazu werden wir Passanten interviewen. Wie der Film gestaltet wird, wissen wir noch nicht. Die Musik zum Film haben wir allerdings schon. Die hat unser Tutor selbst gemixt.“



Umfrage: Sandra Müller/Fotos: Isabel Zalami

Freiwilliges Engagement lohnt sich trotz Leistungsdruck und Prüfungsstress – nicht nur für den Lebenslauf

Volle Leistung ohne Noten

Prüfungsflut, Leistungsdruck und enormer Workload – so heißen die Kinder der Hochschulreform. Bleibt da noch Zeit, sich neben dem Studium in einer studentischen Initiative zu engagieren? Nicht unbedingt, weiß Fides Brückner, Sprecherin des Dachverbands der Studierendeninitiativen (DSi) an der Leuphana. „Bei fast allen Initiativen ist Nachwuchsmangel ein massives Problem“, beklagt die 21-Jährige, die Angewandte Kulturwissenschaften studiert. In ihrer Rolle als Sprecherin für derzeit 24 studentische Initiativen pflegt sie den Kontakt zu AStA, Präsidium und Studierendenschaft.

Auch Britta Tondock, Teamleiterin bei der Initiative AIESEC, beobachtet einen Rückgang des Engagements. Der Grund: „Zeitnot“, sagt Britta. „Der Druck während des Bachelorstudiums ist sehr hoch.“ Dennoch gelingt es ihr, Studium, Engagement und zusätzlich einen Nebenjob unter einen Hut zu bringen: Seit März ist die angehende Wirtschaftspsychologin Vorstandsmitglied bei AIESEC Lüneburg und kümmert sich um Beratung, Auswahl und Vermittlung von Studierenden, die ein Praktikum im Ausland absolvieren möchten.

Bei einem „Azubitag“ im September leitete

Britta als Trainerin einen Workshop für Auszubildende von Lüneburger Unternehmen, erstellte Persönlichkeitsprofile und erarbeitete Verkaufsstrategien.

Auch mal „Nein“ sagen

Doch AIESEC ist nur eine Initiative unter vielen: Von Kulturmanagement, Festivalplanung und studentischer Unternehmensberatung über Unirolfteam, Menschenrechtsorganisation und Hochschulmagazin bis hin zu Ehemaligennetzwerken, christlichen Initiativen und vielen mehr – für jeden ist etwas dabei. Sogar beim DSi selbst kann man mitarbeiten. Auch innerhalb der Initiativen gibt es ein breites Spektrum an Tätigkeiten. „Durch Initiativenarbeit kann sich jeder ein stärkeres Profil verschaffen“, sagt Fides. „Das ist auf dem Arbeitsmarkt genauso bedeutend wie für die eigene Entwicklung.“ Dass sich ihre Einsatzbereitschaft im Lebenslauf sehr gut macht, ist für sie nur ein positiver Nebeneffekt. „Ich engagiere mich aus Überzeugung, es tut mir gut“, bekräftigt Fides, deren Devise „Machen statt Meckern“ lautet.

„Auch und gerade im Leuphanasemester bleibt viel freie Zeit für Engagement. Jeder sollte also die Chance nutzen und Verantwortung übernehmen. Denn nur, wer ein Projekt selbst mitorganisiert, kann seine Potentiale entdecken und nutzen“, ist Fides überzeugt. Besonders abseits des Stundenplans: „Es ist ein großer Unterschied, ob man etwas für Credit Points macht oder aus Freude an der Sache“, sagt Britta. Zumal die Ergebnisse bei ehrenamtlichem Engagement viel unmittelbarer und handfester seien, fügt Fides hinzu. Aber natürlich: Für den Fall der Fälle rät Fides dazu, auch mal „Nein“ zu

sagen, wenn man etwas nicht schaffen kann. Zudem betonen beide, wie wichtig Planung sei: „Die Arbeit wird sehr dadurch erleichtert, sich Zeiten zu setzen, den Berg in Portionen einzuteilen und zwischendurch kleine Inseln für Erholung festzulegen.“ Brittas Engagement nimmt in der Woche bis zu 20 Stunden Zeit in Anspruch. Aber: „Wer mit Leidenschaft dabei ist, kommt auch mit einem erhöhten Stresslevel klar.“

Tipp: Der Markt der Möglichkeiten. Am Dienstag, den 13. Oktober von 10 bis 14 Uhr im Hörsaalgang können sich Interessierte ganz unverbindlich über alle Initiativen und deren Aufgabenbereiche informieren.

LILITH MARIE SCHUBERT

Impressum

Herausgeber:
Verlag Landeszeitung für die Lüneburger Heide GmbH,
Am Sande 18-19, 21335 Lüneburg
Chefredaktion:
Stefanos Dimitriadis
Chef vom Dienst:
Florian Zinnecker
Redaktion:
Susanna Andrick, Jonas Bothe, Alexandra Eicher, Annika Höppner, Leonie Kampmeyer, Silke Keller, Daniel Klose, Marleen Kort, Sandra Müller, Lilith Marie Schubert, Jan-Bennet Voltmer
Fotografen:
Laura Bensow, Alisa Höhle, Niels Meier, Susann Rutscher, Isabel Zalami
Layout:
Annika Flüchter, Katharine Pusch
Telefon: (041 31) 74 03 34
E-Mail: uni@landeszeitung.de
Druck: v. Sternsche Druckerei GmbH & Co KG, Lüneburg



Britta beim Azubitag im September. „Es ist ein großer Unterschied, ob man etwas für Credit Points macht oder für die Sache.“ Foto: Nele Tiemeyer